

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 8.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 16. Februar 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

„Snob.“

Erzählung von Otto Brandes.

(Fortsetzung von S. 55.)

Nachdruck verboten.

Dieses etwas wilde Mädchen hatte mein lebhaftestes Interesse erregt. Eine solche energische Begegnung hatte ich noch mit keiner Dame gehabt. Dabei gehörte sie der Gesellschaftsklasse an, die man in Paris übereingekommen ist, die „Welt“ zu nennen. Das hatte ich an ihrem Aeußern, an ihrem ganzen Wesen wahrgenommen. Es war der Mühe wert, sich nach dieser kleinen Person zu erkundigen.

Ich hörte schlürfende Schritte auf dem Hausflur. Ein mürrischer Portier, mit blauer Schürze, einem Sammetkäppchen auf dem Kopf, Sabots an den Füßen, den Besen in der Hand — ich hatte ihn in seiner Arbeit der Säuberung des Hofes unterbrochen — öffnete.

„Können Sie mir, lieber Freund, vielleicht sagen, wer die Dame war, die soeben hier herausgekommen,“ fragte ich in einem möglichst unbefangenen Tone, indem ich ihm ein Fünffrancsstück reichte.

„Das könnte ich schon,“ erwiderte er zögernd in seiner abhynth-heitern Stimme, wenn die Dame dadurch keine Ungelegenheiten hätte.“

Ich versprach das, indem ich die Zusage durch einen zweiten „sou“ beglaubigte.

Nun denn, es war die älteste Komtesse Douville, die hier ihre alte fränke Klavierlehrerin besucht, die Frau eines im schrecklichen Jahre gefallenen Offiziers. Wissen Sie von den vornehmen Douvilles auf dem Boulevard St. Germain, die nichts mit dem verrückten Republikaner zu thun haben.“

Ich war wie vom Donner gerührt.

Die Dame, von der ich geschlagen worden, war die älteste Schwester meines in Unfel verstorbenen französischen Kameraden. Das unterlag keinem Zweifel. Und sie hatte in der That ein größeres Recht an Snob als ich.

Aber wie war Snob nur — ?

„Wünschen der Herr sonst noch etwas?“ war die Frage des Portiers, mit der ich in meinem Gedankengange unterbrochen wurde.

Ich dankte und taumelte wie betäubt fort.

Snob, der intelligente Pinch, hatte, als wir eines Tages auf dem Boulevard St. Germain spazieren gingen, sich seiner Heimat erinnert. Der Thorweg mußte geöffnet gewesen sein, und der treue Kerl war in das Haus seines ersten Herrn zurückgekehrt.

Ich konnte mir vorstellen, mit welchem Jubel er dort empfangen worden, wie er gehätschelt und gepflegt wurde und nun — ach, wie die Kleine ihn verteidigt hatte, den wiedergewonnenen Liebling! Hatte sie von ihrem Gesichtspunkte mit dem häßlichen „voleur prussien“ nicht recht?

Und da stand sie wieder im Geiste vor mir, mit dem

erhobenen Entoucas, mit den zornsprühenden Augen. Mein Gott, sagte ich mir, wenn diese Augen so in Liebe bligen wie in Haß, so muß das überaus wärmend, überaus zündend sein.

Du kannst dir nun vorstellen, daß ich alles that, um meiner Nase bis zum nächsten Morgen wieder eine geordnete Form zu geben, denn ich war fest entschlossen, persönlich meinen alten Snob seinen rechtmäßigen Besitzern zurückzubringen und mich von dem Vorwurf zu entlasten, als hätte ich mir denselben widerrechtlich angeeignet. Dank der Anwendung einer unglaublichen Summe von Arnika, war mein Gesicht am nächsten Tage wieder in präsentabler Form, wenn sich auch noch einige gelbe und grüne Streifen über die Nase zogen.

Zu der feierlichen Gelegenheit des Besuchs ließ ich mir ein nummerloses Coupé holen, wie sie vor den Klubs und dem „Café de la Paix“ stehen, und begab mich, nicht ohne Herz-

klopfen, nach dem „Faubourg“. Noch auf dem Pont royal war ich mit mir nicht recht einig, ob es nicht zweckmäßiger sei, umzukehren und den Hund durch den Diener mit einem erläuternden Worte zu übersenden.

Aber da sah ich sie wieder vor mir, die blitzenden Augen der Komtesse, und ein mir damals noch unerklärliches Bedürfnis, noch einmal der kleinen eleganten Person gegenüberzustehen, ergriff mich mit einer solchen Macht, daß ich den Gedanken an Aufgabe des Besuchs sofort wieder fallen ließ.

Wir hielten vor einem schmucken Hotel, dessen nach der Straße hinausgehende Fenster durch Läden verschlossen waren. Mächtige, uralte Bäume überragten eine hohe Gartenmauer. Snob, der im Coupé schon seit einiger Zeit unruhig geworden, als wir vor dem Hause hielten, aber kaum davon zurückzuhalten war, aus dem Fenster zu springen, nahm ich auf den

Arm und setzte ihn bei dem Portier ab. Ich hatte mir gesagt, daß, wenn ich mit dem Hunde in den Salon der Gräfin meinen Einzug hielte, sich zunächst alle Aufmerksamkeit auf ihn konzentrierte und ich neben Snob eine sehr untergeordnete Rolle spielen würde.

Ich übergab dem Kammerdiener meine Karte und hatte alle Zeit, mich in dem ernstesten Salon umzusehen, dessen Fenster sich nach dem im Herbstschmuck prangenden Garten öffneten. Die Mitte der einen Wand nahm ein lebensgroßes, von Bouguereau in seiner subtilen, aber wirklichen Weise gemaltes Porträt meines jungen Freundes ein, dessen Goldrahmen durch schwarzen Flor gedämpft wurde. Gegenüber diesem Bilde hing ein anderes in Diplomaten-Uniform und dem ersten unverkennbar ähnlich, vermutlich der verstorbenen Vater des jungen Douville. Vorhänge, Teppiche, Bronzen, Bezüge der Möbel waren dunkel zu der einfarbigen Ledertapete abgestimmt, und die Krystalle an dem Kronleuchter in der Mitte glänzten wie unzählige schwere Thränen. In diesem Hause wurden keine Freudenfeste gefeiert. Dem einzigen lustigen Gaste in dem Raume, einem späten Sonnenstrahl, war es, nachdem er einige Male auf dem umflorten Bilderrahmen hin- und hergetanzt und neugierig über das schöne jugendfrische Gesicht des Bildes gefuscht, bald unheimlich geworden, und er war schleunigst entflohen.

Mich erfaßte eine namenlose Schwermut. Vor mir stand das Sterbezimmer in Unfel. Ich sah in das brechende Auge meines jungen Freundes. Aus dem Bilde hinter dem Flor her schien es mir zu flüstern: „patrie — mère —“. Durch eine begriffliche Gedankenverfettung dachte ich an das Ende meiner armen Mutter, mein ganzes Leben rauschte an mir vorüber, und gespenstiger denn je stand seine bisherige Dede und Inhaltslosigkeit vor meiner Seele.

Ich wußte nicht, wie viel Zeit in diesem Sinnen vergangen war, als ich plötz-



„Gelegenheit macht Diebe!“ Gemälde von Konrad Ahrends.

lich meinen, mit fremdem Accent ausgesprochenen Namen an mein Ohr schlagen hörte.

Zu fuhr in die Höhe. Vor mir stand die Gräfin Mutter, deren milde, unendlich traurig dreinschauende Augen wie fragend sich auf mich richteten.

„Sie wollen verzeihen,“ redete sie mich mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme an, wenn ich Sie habe warten lassen. Als mein Blick auf Ihre Karte fiel, bemächtigte sich meiner eine Erregung, deren ich erst Herr werden mußte und die Sie besser begreifen als irgend jemand. Nehmen Sie, Herr Graf, den Dank einer schwer gebeugten Mutter für die Fürsorge, die Sie meinem unglücklichen —

Zu diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen. Snob stürzte als erster hinein, dann die Komtesse mit den Worten: „Nun ist Snob doch wieder dem abscheulichen Preußen entlaufen.“

Ihr Blick fiel darauf auf mich, an dem Snob vergnügt emporsprang. Den Zeigefinger ausgestreckt — mich leichenblau anstarrend — als ob ich eine Erscheinung aus einer anderen Welt wäre, brachte sie mühsam die Worte hervor:

„Da, das ist er!“

„Mein Kind, beruhige dich,“ warf die Mutter etwas fassungslos dazwischen, „der Herr hier ist Graf Birkenfeld, der — die Gräfin suchte einen Augenblick nach einem entsprechenden Beiwort — dann fuhr sie entschlossen fort: „der Freund unseres armen Gaston.“

Mit einem kleinen Aufschrei fuhr sich die Komtesse mit der Hand nach dem Gesicht, mit der anderen suchte sie eine Stütze. Ehe die erschreckte Mama ihr beispringen konnte, hatte ich das erregbare junge Mädchen in meinen Armen aufgefangen und ließ sie in einen nahen Fauteuil gleiten. Während ich nach einer Stütze für den Kopf suchte, dessen Gesicht in seiner Blässe die edlen reinen Formen nur um so deutlicher zeigte, war Snob auf den Schoß der Komtesse gesprungen, schmiegte sich an ihre Hände, kletterte dann an ihren Schultern in die Höhe und suchte meinen über sie gebeugten Kopf zu küssen. Und — ich ließ es mir gefallen.

Nach einigen Sekunden schoß der Komtesse eine Blutwelle ins Gesicht. Sie schlug die Augen auf, machte sich aus den sorgenden Händen ihrer Mutter los, erhob sich und trat auf mich zu, indem sie mir in einer unbeschreiblichen Verschämtheit beide Hände mit den Worten entgegenstreckte:

„Herr Graf, können Sie mir verzeihen?“

Sprachlos, und ohne ein Wort von dem Vorgange zu verstehen, sah uns die Mutter unruhig an. Clemence ließ ihr aber auch keine Zeit zu fragen. Mit dem ihr eigenen Ungestüm, das so sehr ihren Namenügen trakte, fiel sie der Mutter um den Hals. „Nicht böse sein, Mütterchen,“ schmeichelte sie. „Ich erzähle dir alles.“

Ich mußte bei dieser Beichte bleiben, mußte die Strafpredigt mit anhören, die Clemence ihrer Heftigkeit wegen erhielt, „für die“ — so wandte sich die Gräfin Mutter, die Tochter gewissermaßen entschuldigend, an mich — „sie nicht alle Verantwortung trägt, da sie das unglückliche Erbteil ihres Vaters ist.“

Daß die Unterhaltung sich dann dem geliebten Sohne zuwandte, der in einem mit Bleistift geschriebenen Tagebuche, welches Tante Betty der Mutter nach Friedensschluß getreulich mit einer Photographie des Grabes zugestellt hatte, meiner in großer Freundschaft — fast möchte ich, wenn es mir meine Bescheidenheit nicht verböte, Verehrung sagen — von unserer ersten Begegnung bei Billerjegel an gedacht hatte, brauche ich dir nicht erst zu erzählen.

Es war für einen ersten Besuch reichlich spät geworden. Die Diener hatten bereits zwei schwere Lampen mit mächtigen Schirmen ins Zimmer getragen. Ich bat, mich verabschieden zu dürfen.

Ich hatte mich erhoben. Snob schickte sich an, mir zu folgen, und ich hatte alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß wir nunmehr geschiedene Leute seien. Mir wurde recht wehmütig ums Herz.

Die Gräfin-Mutter sprach die Erwartung aus, mich wiederzusehen. Aber es schien mir fast, als ob in den Worten eine Kühle, fast wie eine Neue läge, daß sie dem Fremden mit allzu großer Herzlichkeit begegnet war. Ich war ihr mit einemmal, sie hat es mir später gestanden, nicht mehr der Freund ihres Sohnes, sondern der Deutsche, der mitgeholfen, so namenloses Unglück über ihr Land, über ihr eigenes Haus zu bringen. Sie hatte ganz vergessen, daß ich selbst von französischen Chassepots zum Tode schwer verwundet worden war und dennoch den Weg zu ihrem Hause gesucht und gefunden hatte. Ich gestehe, ich hatte meinen ganzen Stolz zusammennehmen, um nicht verletzt zu erscheinen.

Clemence hatte dem Abschiedsvorgange mit wachsender Unruhe zugehört. Ihr lähn-offenes und doch nicht herausforderndes, sondern bescheiden weibliches Gesicht reflektierte jede Gemütsbewegung. Sie reichte mir die Hand, und mit einer gewissen nervösen Heftigkeit sagte sie mir mit leicht schwankender Stimme: „Gewiß, Graf Birkenfeld, Sie kommen wieder, und wäre es auch nur, um nach Snob zu sehen und uns zu beruhigen, daß Ihre Nase nicht die schillernde Farbe von heute behält.“

Die Gräfin sah erst halb erschreckt, halb erstaunt ihre Tochter an, dann sagte sie, wie erleichtert in den alten herzlichen Ton fallend, freundlich lächelnd hinzu: „Solchen Gründen, Herr Graf, werden Sie unmöglich widerstehen können.“

Ich ging, ich war berauscht, als ob ich diesmal nicht einen Schlag über den Kopf, aber — einen ins Herz bekommen hatte. Ich versuchte das Arzika der ruhigen Vernunft. Es half nichts. Charcot war sehr unzufrieden mit mir.

Glücklicherweise erhielt ich nach zwei Tagen von der Gräfin eine Einladung zum Diner, eine Einladung, wie alle Einladungen, die mich aber in nicht geringe Aufregung versetzte. Außer den Mitgliedern des Hauses fand ich einen entfernten Verwandten, einen jungen lebhaften Dragonerkapitän, und den Weichwatter der Familie im Salon. Der junge, eben zum Mittelmeister beförderte Offizier befand sich auf der Durchreise zu seinem neuen Garnisonsort. Er widmete Clemence eine besondere Aufmerksamkeit bei Tische, was mich, ohne daß ich hierfür irgendwelchen Rechtsgrund aufweisen konnte, peinlich berührte. Ich ärgerte mich schließlich über meine Albernheit und war verstimmt.

Meine Unterhaltung mit Madeleine, der jüngeren Tochter des Hauses, geriet bei der Einsilbigkeit, die sie mir gegenüber beliebte, bald ins Stocken. Außerdem folgte sie mit neu-

gerigem Interesse den Beziehungen, die sich aus der Unterhaltung zwischen Clemence und dem fremden Vetter entwickelten. So blieb mir nichts übrig, als, da auch die Gräfin wesentlich ihre Aufmerksamkeit Clemence und dem Neffen zuwandte, mich mit dem Geistlichen zu unterhalten, in welchem ich bald einen auf dem Boden eines praktischen Christentums stehenden, zwar sehr patriotischen, aber nicht chauvinistischen Mann schätzen lernte. Père Morot war viel gereift. Er hatte als junger Mann eine Zeitlang in Heidelberg und Tübingen studiert und seitdem alljährlich einige Wochen zu seiner Erholung in Deutschland gewohnt. Ein ziemlich laut ausgesprochenes Lob des Geistlichen über die Jugendberziehung in Deutschland rief eine harte ungerechte Kritik über unsere Heimat bei dem jungen Offizier hervor, zu der ich nicht schweigen durfte. In ruhiger erörterter Weise wies ich dem Kapitän seinen Mangel an Gerechtigkeit nach. Ich deutete darauf hin, wie es die Pflicht der leitenden Klassen in Frankreich wie bei uns sei, die Wahrheit hinsichtlich des Charakters der beiden, sich leider noch unversöhnt gegenüberstehenden Völker zunächst selbst zu erkennen und weiter zu verbreiten. Wenn man sich gegenseitig einmal erst anders, als mit der Büchse in der Hand, forschend gegenübergestanden, sagte ich, wenn man sich die Mühe genommen hat, in das Wesen, in den Geist gegenseitig einzudringen, dann wird man sich schätzen lernen und sich vielleicht bestimmen, ehe man zu neuen Gewalttaten schreitet, die den Sieger ebenso sehr in seinen idealen Gütern schädigen, wie den Besiegten. Ueber den großen nationalen Fragen steht eine: die der Humanität. Wer den Krieg haben oder drüben predigt, der versündigt sich an der Humanität, an der Kulturentwicklung der Menschheit. Denn wer vermag es zu sagen, ob nicht unter den Hekatomben der Schlachten sich die fruchtbarsten Genies, weltbeglückende Erfinder, reiche, bahnbrechende künstlerische Talente, herrliche Offenbarungen der Menschheitsnatur befänden. Ich bin ein guter königstreuer Mann, aber ich höre auf, ein solcher zu sein, sobald man aus rein dynastischen Interessen oder um Ländererwerb frevelvoll die Hand nach dem Schwerte bei uns ausstrecken würde.

Ich mochte wohl die letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen haben. Ich fühlte, wie der Blick Clemences auf mich ruhte, und bemerkte, daß sie meinen Auseinandersetzungen mit Interesse folgte, ohne daß ich mir hätte Rechenschaft geben können, ob das Gesagte ihren Beifall hatte oder nicht.

Den meines Kapitans hatte es nicht.

„Das sind Phrasen,“ unterbrach er mich wegwerfend. „Geben Sie uns Kaff-Bohringen zurück, und ich stelle meinen Säbel in die Ecke und pflanze meinen Kehl selber auf unserem Gute.“

Ich gestehe dir, der Ton, in dem diese Worte gesprochen waren, fing an, mich unangenehm zu berühren. Ich beherrschte mich jedoch und erwiderte, wenn auch nicht ohne Nachdruck: „Es steht nicht in meiner Macht, Ihnen zurückzugeben, was Ihr Land im ehrlichen Spiele des Krieges verloren hat. Es ist meines Wissens auch nicht üblich, daß man demjenigen, der zum Spiele herausgefordert und verloren hat, den Einsatz zurückstättet.“

„Nun, was die Ehrlichkeit des Spieles anlangt —“ fuhr der Kapitän impertinent dazwischen. Eine heiße Blutwelle stieg mir zu Kopf. Ich blickte auf Clemence, die erleichtert und die kleinen Hände zur Faust ballte. Die Gräfin fuhr zusammen. Nur um Madeleines Lippen zuckte ein spöttischer Zug. Der brave Père Morot nahm einen Anlauf, sich ins Mittel zu legen, doch ehe es noch dazu kam, lenkte ich, vollständig Herr meiner selbst, das Gespräch auf ein anderes Gebiet. Die Anwesenden mußten glauben, ich hätte die Beleidigung überhört. Nur Clemence sah sich, als ob sie diesen Sieg, den ich über mich gewonnen, selber erfochten hatte, triumphierend um, ohne auf ein Verständnis bei den anderen zu stoßen. Ich aber hatte den Blick aufgefangen, und jener Glanz des Glückes in den schönen dunklen Augen schien mir eine trohe Verheißung.

Es war nach dem Vorgekommenen schwer, nach Tische die Unterhaltung lange im Fluß zu halten. Père Morot empfahl sich zuerst, nicht ohne mir herzlich die Hand zu drücken. Ich benutzte den „Aufstand“, um dem Offizier die Aufforderung zuzuführen, gleichzeitig mit mir das Haus zu verlassen, da ich mit ihm zu sprechen hätte. Der Abschied war ceremoniös. Ich konnte jedoch bemerken, daß die Gräfin-Mutter weniger herzlich zu dem Neffen war. Auch Clemence verabschiedete sich formell von dem Hauptmann, und nur Madeleine entschädigte ihn durch verschiedene „shake hands“. Mir ward von Clemence ein scheinbar konventionelles, im Tonfall aber eine Anerkennung meines Verhaltens enthaltendes: „Auf Wiedersehen!“ zugerufen.

Du kannst dir denken, was, als wir auf der Straße angekommen waren, passierte. Ich bat den Vicomte Belleville um seine Adresse und schickte ihm noch an demselben Abend meine Zeugen, zwei belgische Edelente, die ich an der Wirtstafel kennen gelernt hatte. Das Duell wurde noch in der Nacht für den nächsten Morgen um 7 Uhr im Bois de Vincennes verabredet.

Die Bedingungen waren leicht. Vielleicht wären sie den Zeugen nicht so leicht erschienen, wenn sie meine Schießfolge, die ich früher in Monaco geleistet, gesehen und gewußt hätten, daß ich die Kunststücke Fra Paynes zum großen Gaudium der Rizzarder Welt und Halbwelt nachgeahmt hatte.

„Das ist also mein Debut in dieser Familie,“ sagte ich mir, als ich, endlich allein, mit großen Schritten mein Zimmer maß. Solchen Begegnungen wirst du dauernd ausgesetzt sein, wenn du deine Beziehungen zu diesem Hause weiter verfolgst. Du wirst in die Familie Unruhe und Zwietracht bringen und dir selbst allerhand unnötige Aufregungen schaffen, wozu du absolut nicht hier bist. Ich entschloß mich, wenn ich unverfehrt blieb, nach dem Duell abzureisen.

Da tauchte aber vor mir die Gestalt Clemences auf, und alle vernünftigen Entschlüsse wurden wieder wankend. Ich fühlte, wie schwer es mir schon heute werden würde, auf ihre Nähe zu verzichten. Kurz und gut, in dieser Nacht vor dem Zweikampf entdeckte ich — ja, lache nur! — mein Herz. Ich liebte Clemence, und zwar mit der ganzen Gewalt eines Neugläubigen, denn du weißt, wie gering mein Glauben an die Frauen stets gewesen. Diese Liebe erfüllte mich aber mit banger Sorge. Vor mein Auge traten alle Schwierigkeiten, die sich der Erreichung des Besitzes Clemences entgegenstellten. Um so eifriger fragte ich mich, ob es nicht männlicher, edler und dieser Liebe würdiger sei, die wie eine elementare Kraft in mir erwacht war, auf ein persönliches Glück zu verzichten, als den Frieden des Herzens Clemences und der ganzen Familie zu stören

Würde Clemence überhaupt mein Verben dulden, sie, von der das Gerücht in Paris ging, sie würde nicht heiraten, bis Frankreichs Niederlage geföhnt sei? Und selbst, wenn die kleine, noch so energische Clemence auch wollte, würde sie die Kraft besitzen, den zweifellosen Widerstand der Mutter zu beseitigen, dem Spott Madeleines und der Verachtung der Verwandten zu trotzen? Würde sie, das verwöhnte Kind der raffiniertesten Großstadt der Welt, darin einwilligen, mit mir auf meiner Mecklenburger Scholle wenigstens einen großen Teil des Jahres zu wohnen?

Das Grauen des Morgens fand mich noch mit diesen Gedanken beschäftigt. Ich versuchte alles Mögliche, um noch ein wenig zu schlummern. Es gelang mir nicht. Endlich des Kampfes müde, erhob ich mich. Ich zog den für die Situation unerlässlichen schwarzen Ueberrock an und erwartete, zu meinem Thee eine Havana rauchend, meine Zeugen.

Nicht wahr, du erläßt mir die Beschreibung des Duells. Das selbe verlief, wie ich keinen Augenblick gezwweifelt hatte, durchaus korrekt, d. h. unblutig. Der kleine Vicomte schoß, ich glaube zum großen Leidwesen seiner äußerst finster dreinschauenden Sekundanten, durchaus vorbei und ich in die Luft. Damit war, wie die bekannte Formel lautet, der Ehre genügt. Wir reichten uns zur Versöhnung auf dem Terrain die Hand. Die ganze Geschichte war um 7 1/2 Uhr zu Ende, und der Kapitän konnte noch den 8 Uhr 20 Minuten-Zug der Nordbahn nehmen, um seine Garnison zur rechten Zeit zu erreichen. Weder die Familie Douville, noch ich, haben von dem jungen Saufewind, in dem die Gräfin wohl einen Augenblick lang den zukünftigen Gemahl ihrer Clemence gesehen, wieder gehört. Halt, doch einmal noch! Bei einem Schnitzkrennen während des Carnevals in seiner Garnison hatte er sich ein Kostüm aus den bekannten, roten, bedruckten Taschentüchern gemacht und sich für den Teil, auf welchem man beim Reiten sich niederzulassen pflegt, zwei Taschentücher mit dem Bildnis des alten Grévy ausgesucht. Man fand das höhere Ortes respektwidrig und entließ ihn aus der Armee.

(Schluß folgt.)

Was sollen unsere Frauen lesen?

Von Wilhelm Bölsche.

Nachdruck verboten.

Der große Naturforscher Darwin hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, täglich eine Stunde lang sich Romane vorlesen zu lassen. Er that das nicht, um seinen ästhetischen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, nicht um in der zeitgenössischen Litteratur auf dem Laufenden zu bleiben, er that es, um einmal eine kurze Spanne Zeit hindurch sich auszuruhen von seiner ermattenden Beobachter- und Denkerarbeit. Die leichte Spannung der mehr oder minder oberflächlichen Liebesgeschichten unterhielt ihn, brachte ihn für einen Moment auf andere Gedanken, etwa wie es eine gute Cigarre, ein nervenberuhigendes Glas Rheinwein thun. Und es durften ihm nur Geschichten vorgelesen werden, die ein „gutes Ende“ nahmen. Das war strenge Regel, denn aufregende Tragik hätte seinem Zwecke widersprochen. Fern sei es mir, dem edeln, auch als Mensch so verehrungswürdigen Manne den gehässigen Vorwurf zu machen, daß die schöne Litteratur auf ein böses Niveau herabgedrückt würde, wenn alle so denken wollten. Tausende handeln ebenso wie er, nicht so ehrlich vielleicht, nicht so seelenruhig im Bewußtsein, anderswo für die kleine Sünde doppelt ihre Arbeit zu thun am idealen Werke der Menschheit. Aber auch diese Tausende entschuldigend der Zwang. Das Leben, der Kampf des Lebens nutzen ihre Geisteskraft auf bis zur Keige, und wenn dann eine lange Mußestunde bleibt, so lechzt der Geist nach Ruhe, er greift zum Buche, zur Dichtung gleich Darwin, um — sich auszuruhen.

Leider ist es vor allem die Frau, die diesem Schicksal unterliegt, die Frau, die überhaupt überall, wo es zu dulden gilt, das schwerste Kreuz zu tragen hat in den herben Konflikten der Gegenwart. Die edelste, die pflichttreueste Frau am meisten. Das Haus, der Mann, die Kinderstube, sie alle fesseln sie. Und wenn die Stunde kommt, da sie zum Buche greifen soll, vielleicht eine Abendstunde, wenn die Kleinen schlafen, das ewige Mühlrad des Haushaltes einmal ein paar Augenblicke mit seinem Klappern innehält: dann ist das Große, eigentlich Hebelnde, Befreiende, Läuternde vor allem der Dichtung, das eben doch nur durch tiefe und nachhaltige Seelenregungen erkaufte werden kann, wirklich zu groß, zu schwer für das umgetriebene, ermattete Gemüt. Und fast unentrichtbar fällt die Frau in das Netz der geschickten literarischen Fabrikanten, die den heiligen Trank der Poesie klug zu vertauschen gewußt haben mit süßen Wässerlein, die, schlaupetzelnd auf die arme, müde Leserin, ihre leichte Drogenware in die Familienblätter, die schön gebundenen Weihnachts- und Salonromane einzufummeln verstanden haben und ihren klingenden Gewinn daraus ziehen, ja wohl gar nachträglich als die kleinen Heilande dastehen, die den Mühseligen und Beladenen linderndes Opium darzubieten gnädig genug waren. Das Ergebnis ist ein seltsamer Konflikt. Die Schriftsteller schelten auf die Frau. Die Frau hat keinen Geschmack. Die Frau verdirbt die Litteratur. Sie päppelt uns einen schauerhaften Dilettanten nach dem andern auf, verhilft seinen Stümperwerken zu zahllosen Auflagen, macht Namen berühmt, von denen nachher der Litteraturhistoriker mit allen Mitteln des Nachgrübelns immer nicht begreifen kann, wie es jemals dahin kommen konnte. Auf der andern Seite aber regt sich doch auch eine Mißstimmung bei den besten Vertreterinnen der Frau. Wie oft findet man ältere, ehrwürdige Damen, die als Facit langer Erfahrung das Romanlesen, das Verlesen für ganz wertlos, ja geradezu schädlich erklären und die als Mütter ihre heranreisenden Töchter vor dem wertlosen Plunder warnen. Ihnen ist eben allmählich durch das Vergleichen des Lebens mit dieser Scheinwelt der poetischen Drogenware etwas bewußt geworden von der Debe dieser Lektüre ihrer Mußestunden. Nur daß sie selbst noch den Fehler begehen, das Similifunkel für die wahre Litteratur zu halten, und so in höchstem Maße ungerecht werden. Unrecht haben thatsächlich beide Parteien. Eine trübe Litteratur, die der Leserin entraten zu können meint, die nur noch für den Mann schreibt! Wir haben in der Weltgeschichte Spuren solcher Litteraturen. Die Poesie der römischen Kaiserzeit hat einen Zug davon. Es war die Litteratur einer Verfallsepoche. Und wo immer bei uns Anzeichen von

Neulichem sich regen, gähren Verfallsymptome. Aber auch eine böse Stunde, in der die Frau über die Litteratur hinwegsehen will! Gewaltig löst sie sich damit vom idealen Fortschritt, das Zerrbild der Frau steigt vor dem Blicke auf, die mit ihrem Gatten nur durch das Nüchtern vernüpfte ist, die seinen Kampf für das Bessere, das über Gelderwerb und Familienversorgung steht, nicht begreift, die das Blut nicht mit erwärmt, das seine Wange im Sinne Goethes „rot und röter“ flammen läßt, und die deshalb nie seine wahre Kameradin werden kann.

Man nimmt überhaupt mit einseitig unerbittlichem Verdammnis niemals Stellung in einem dieser großen modernen Konflikte. Den Streit schärfen bis zu dem Schlachtgeschrei: „Die Dichter — die Frau“ hieße einen augenblicklichen Druck zum dauernden Verlust machen. Man braucht auch nur gleichsam einen Schritt zurückzutreten, die Sache mehr perspektivisch anzuschauen, um eine Einlenkungsstelle vor allem in einen viel tieferen Konflikt zu sehen, der innerhalb der zeitgenössischen Dichtung besteht und seine Wellen hier herüberwirft. Niemals, zu keiner Zeit lebhafter Litteraturentwicklung, ist die Streitfrage so brennend gewesen: ob der Zweck der Dichtung die angenehme Unterhaltung sei, oder ob sie die Wahrheit zu vertreten habe, das Leben einfach wiederzuspiegeln habe in seiner Bitterkeit und Zerrissenheit. Und niemals ist mit solcher Bestimmtheit von einem Teile der Schriftstellerecke, von der Jugend vor allem, das Letztere für das Evangelium erklärt worden. Wie man sich auch entscheiden mag in dem Kampfe des modernen Realismus: man darf nicht kurzzeitig hinwegsehen über die ernste Bedeutung dieses Kampfes. Es ist ein Fundamentalkampf über das Wesen der Kunst. Und er ist nicht die Wache von ein paar jungen und grünen Hühnern, so prahlerisch solche sich auch gelegentlich vordrängen und von

der gänzlich Unbeteiligte, anders vor allem die Frau. Auf ihren Büchertisch geraten Erzeugnisse der modernen Litteratur. Auch realistische, extrem realistische. Schon habe ich angedeutet, wie knapp ihre Zeit zum Lesen, wie ermattet ihr Nervensystem ist. Trotzdem rafft sie sich auf. Sie will nicht bloß Zuderkwasser trinken, sie verlangt nach etwas Ernstem, das sie ergreift, ihr die Welt in einem größeren Lichte zeigt, selbst auf die Gefahr hin, daß diese kurze Stunde, die der Dichtung gilt, auch noch eine Arbeitsstunde sei, eine Stunde der Arbeit an der Weltanschauung. Und nun erhält sie ein Buch, das sie martert, sie peinigt, ihre Nerven zerreiht. Es ist ihr entsetzlich, nie wieder wünscht sie Ähnliches zu hören. Sie weiß nicht, was hier alles besonnen abzuziehen ist. Sie weiß nicht, was nur die erklärlichen, aber häßlichen Auswüchse einseitigen Programmpaukens sind. Vielleicht ist es nur das Buch eines jungen Menschen, der eben erst den Kampf mit vernommen hat, der ein Feld sucht, seine ungezügelte Kraft auszutoben, und der es darin findet, einen berechtigten Standpunkt (jeder ernste, ehrliche Standpunkt ist individuell berechtigt) ins Extrem zu treiben, dessen Gräuel er bloß nicht sieht, weil er den Mut der Unreife besitzt. Vielleicht ist es das Produkt eines verbitterten Kopfes, der die Welt verfluchen will durch ein Niedergewesenes und der nicht fühlt, wie auch er nur abstrakte Ungehener schafft, die gar nichts mehr mit dem Parteiprogramm, der „Wahrheit“, zu thun haben. Und vielleicht gar, was zehnmal schlimmer ist, als das andere, ist das Buch bloß die unsaubere Fälschung eines Strebers, der den „Realismus“ aufgegriffen hat als Modesache, der gar kein Dichter ist, sondern ein literarischer Industrieller; der Schriftstellerstand ist sozial sehr schlecht gestellt, und das leidige Geld züchtet die schlimmsten Erscheinungen, es ist kein Mangel gerade an dieser Sorte schwindelhafter, durch und durch vergifteter Reklamelitteratur.

widerstrebt mir, Namen zu nennen, ich verzeichne nur die Thatsache. Nein, einer „Frauenlitteratur“ in diesem Sinne bedürfen wir ganz und gar nicht. Aber wie jene anderen Schäden vermeiden?

Ich habe Stimmen gehört, die sagten: die Frau soll keine moderne Litteratur lesen. Sie kann bei dieser nicht Spreu und Weizen trennen. Sie halte sich deshalb an das Aeltere, Anerkannte. Sie lese Goethe und Schiller und lasse die junge Generation einstuweilen experimentieren, so viel sie will, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Das ist gut gemeint, aber nicht ebenso gut möglich. Gewiß ist, daß die großen Werke unserer klassischen Litteraturperiode ein auf lange Zeit hinaus nicht versiegender Quell der poetischen Erbauung unseres weiblichen Gemütes bleiben. Und gewiß ist, daß man mit allen Mitteln dahin arbeiten sollte, daß Goethe wie Schiller noch weitaus mehr wirklich gekannt werden, als es jetzt der Fall ist. Denn mit der Achtung vor den großen Namen hält die Kenntnis lange nicht Schritt.

Aber den Kreis der Lektüre kann man damit gegen die Gegenwart nicht verschließen. Die Zeitungen sorgen genügend durch ihre Kritiken, durch ihren beständigen Trommelfärm dafür, daß die Neugier geweckt wird an dem Modernen. Es ist eine gesunde Neugier. Auch die Frau hat ihr gutes Recht, nach diesen Dingen zu fragen. Und ich möchte nur gerade an die Zeitungen, sie, die das Interesse beständig schüren, ein ernstes Wort richten. Unsere Kritiker nehmen auf alles in der Welt mehr Rücksicht, als auf die Frau. Ihre Aufgabe sollte es in erster Linie sein, gewissermaßen kurze erklärende Einleitungen zu den Büchern zu geben, die Gesichtspunkte zu betonen, die man kennen muß, aber meist nur als Mitarbeiter im literarischen Getriebe kennen kann, um die Lektüre im rechten Sinne beginnen zu können. Statt dessen beschränkt sich der Bequeme



— « Winternacht. » —

(Mus.: „Lieder und Bilder“ von J. J. Honegger, Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.)

Die Nacht lag klar auf tief beschneiten Auen;	Am Hügel ob dem Dörflein stand ich öfter,	Und vor mir lag das Leben hoch und stutend;
Des Waldes Tannen glitzerten in Dufte;	Zu lauschen, was der Nachtgeist heimlich sprach,	Der Ostwind trieb mein Schiff ans schöne Land;
Der Sirius stand leuchtend oben Höhen;	Und wenn der zwölfte Glockenschlag verhallte,	Tiefblauen Himmel trugen Palmenhäupter,
Der Turmuhr Schlag durchzitterte die Luft.	Da wurden mir geheime Wünsche mach.	Und Nachtviole dufteten am Strand.

Und stolze Gärten tauchten aus den Wellen,	Und wie ich horchte, pff der Nordwind schneidend;
Und Sonnen wandelten aus güldenem Chor;	Eins! donnerte die Glocke mit Gewalt.
Aus Blumen blickten liebliche Gesichte,	Gebrochen war der Bann; doch innen tief mir
Und Elfen spielten süße Weisen vor.	Klang's nach, wie Orgelton im Chor verhallt.

J. J. Honegger.

ihren „Entdeckungen“ reden mögen. Er ist noch weniger das zweifelhafte Geschenk von Propheten der Noheit und Schamlosigkeit. So, wie er in Wahrheit ist, steht er in erster Linie als etwas schon sehr Altes vor uns. Durchblättert man den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, so sieht man die Debatten dieser Art in hellen Flammen. Es war eine ästhetische Debatte, welche höchste persönliche Einigkeit nicht ausschloß. Entschieden wurde sie nicht. Während Schiller konsequenter blieb, schwankte Goethe bald mehr nach dieser, bald mehr nach jener Seite. Beide Genien der deutschen Kunst schieden, ohne daß eine entscheidende Lösung gefunden schien. Aber der Kampf blieb jahrzehntelang stille stehen. Auf dem Epigonentum lastete die Größe der Vorkämpfer. Erst mit einem neuen Geschlechte kam auch die berechtigte Fortsetzung der Debatte. So erschallt es heute von neuem: unbeirrte Wahrheit, auch wenn sie düster macht, wenn sie fast nur tiefen, den nicht ganz felsenharten Hörer bedrängende Bilder erzeugt — oder fröhliches Spiel der entfesselten Phantasie, faltergleiches Schweben um die Blüten der Welt, Aufheiterung durch lichte Farbenbilder, süßer Lethetrank, der die Kunst zu einem Elysium macht im Gegensatz zu der Erden schwere.

Es ist lange her, und uns allen doch sehr vertraut, da erscholl eine ähnliche Frage auf religiösem Gebiet. Es war, als das Christentum in Gegensatz trat zu der lachenden Götterwelt der Hellenen. In dem blutenden, gezeigten, gekreuzigten Menschenohn steckte ein religiöser Realismus im Gegensatz zu dem stummernden, die Welt durch Phantasieträume einflutenden Olymptraum der Griechen, der wie ein lustiges Schönheitsgebilde zwischen Schicksal und Menschenqual stand, nach dem einen nicht forscht und die andere nicht sah. Ich gebrauche mit Absicht diesen gewaltigsten aller Vergleiche. Er soll die Tiefe des Problems in unserm modernen dichterischen Prinzipienkampfe andeuten. Nun aber das Wesentliche: jeder Kampf mit scharf zugepönten Parteiinteressen zwingt zu Extremen. Auch der moderne Kampf um den Realismus in der Poesie schafft extreme Produkte in Masse. Aber wer im Kampfe steht, weiß, wie sie zu nehmen sind; er überblickt etwas die Erbeiterung, die Hitze, den Pulverdampf; er zieht ein gut Teil auf Kosten dieser Dinge ab und rettet sich dann unter Umständen noch einen sehr brauchbaren Rest. Anders

Der Beobachter, der mitten in diesem Gewühl steht, weiß, wie gefagt (obchon es selbst ihm oft schwer fällt) diese Gattungen zu scheiden, das Erträgliche an ihnen noch zu genießen, das ganz Schlechte mit einem geringschätzigen Brauenrunzeln ohne weitere Debatte zum Rehricht zu werfen. Nicht so die Frau. Und auch nicht der Buchhändler, der ihr die Bücher ins Haus sendet; er denkt: „Das Neueste ist ihnen das Liebste“ wie der Held Homers, und ihre Liebe füllt seinen Geldbeutel. Bei der Frau hat die Unbefangenheit, mit der sie der Litteratur entgegentritt, etwas Rührendes. Es liegt etwas darin von der alten Heiligkeit der Poesie, die uns sonst so entschwindet. Und wie in so vielen verkörpert hier die Frau die eigentliche Naivität der Volksseele. Es ist hart, wenn gerade dieser Glaube so betrogen werden muß durch das Buch selbst, so untergraben werden muß für künftige Fälle.

Wie ist zu helfen? Fest muß stehen: die Frau soll Anteil nehmen gerade an der ernstesten Poesie. Der Vorwurf muß wirklich zum Schweigen gebracht werden, daß die Leserin die Litteratur vererbe. Mir ist schon das Wort „Frauenlitteratur“ im gewöhnlichen Sinne ein Gräuel. Wer in litterarischen Kreisen lebt, der darf sich leider kaum einer frommen Täuschung darüber hingeben, was unter dieser Frauenlitteratur (ich meine nicht, Litteratur, die von Frauen verfaßt wird, das ist ein himmelweit verschiedenes Thema!) meist recht eigentlich zu verstehen sei. Spekulation in sehr bösem Sinne steckt nur zu massenhaft dahinter. Das Schreiben für die Frau rentiert sich besser. Selbst: unsere Frau, die thatächlich und leider so wenig Mühe zum Lesen hat, ist darin der gute Engel der Litteratur, daß sie wenigstens ihre Lieblingsbücher kauft, und wenn es auch nur ein paar sind. Dem modernen Spekulationstrieb aber ist jeder gute Engel eine gute Priße. Nichts trauriger als der Anblick, wie nicht bloß eine tolle Flut erbärmlichster Schundlitteratur, „wissenschaftliche“ wie „poetische“, täglich auf den Markt geworfen wird, sondern vor allem einzelne angehende Schriftsteller vom Moment an, da ein größerer Frauenleserkreis sie materiell zu tragen beginnt, jammervoll abwärts gehen mit ihrer Produktion, wie sie sich fortan jeder Kontrolle enthoben fühlen und das Mäßige des Mäßigen für gerade gut genug halten, um diesem Hörerkreise zu genügen. Es

auf das Schema der billigen Reklamephrasen, und der Ueber-eifrige giebt ästhetische Abhandlungen für seine Kollegen, die in Litteraturgeschichten und größeren ästhetisch-kritischen Werken stehen sollten, aber nicht in der Tageszeitung. Wie unglaublich schwach ist die Belehrung über den modernen Realismus!

Es ist wahrlich nicht Schuld der Frau, wenn sie auch als eifrige Zeitungsleserin niemals zur Klarheit über diese Dinge kommt. Und doch hätte sie wahrscheinlich im ganzen mehr Verständnis dafür, als der Mann. Der Mann, vor allem der moderne Geschäftsmann, wird abgeschliffen in seinen tiefsten Empfindungen, abgeschliffen nicht im guten Sinne. Der Begriffskreis der Frau mag durch Erziehung und Beruf enger sein: das aber steht fest, daß dieser kleinere Kreis von Begriffen klarer in ihr steht, als die ewig schwankende, wechselnde Fülle des Mannes. Schlägt man in dem vielleicht anfangs lang-samer folgenden Geiste einer lesenden Frau eine Saite an, wie „Wahrheit“, so giebt sie einen ganz anders tiefen Ton. So müßten gerade die ernstesten Ideen der modernen Dichtung hier auf fruchtbarsten Boden fallen. Die Frau fühlt auch weit mehr das praktisch Nützliche, dem Empfindungsleben Notwendige der Poesie. Verwirrt sie in einzelnen Fällen, wie ich oben erwähnte, die Poesie in Bausch und Bogen, so entspringt auch das eben diesem Nützlichkeitssinn; und es bedarf gewiß nur der rechten Poesie, um diesem Sinne wieder die rechte Bahn zu weisen. Die Frau als Mutter wird dann schließlich auch noch viel mehr von dem pädagogischen Gehalte der Poesie beeinflusst, als der Mann oder selbst der Poet in der Unbewußtheit seines Schaffens. Der bessere Teil der modernen Litteratur ist voll von pädagogischen Wertbestandteilen. Nur gewisse ewig wiederkehrende Irrtümer müssen beseitigt werden: die Angst vor dem Leben, der Glaube, das zum Leben doch reisende, dem Leben mit all seinen Seligkeiten und Fahrnissen bestimmte Kind müsse möglichst lange, möglichst intensiv in eine lyrische Traumwelt eingewöhnt werden und von der Wahrheit verjocht bleiben.

Es ist ein reiches Thema, unser Thema: „Was sollen unsere Frauen lesen?“ Es erschöpfen, hieße die Naturgeschichte der modernen Frau schreiben und zugleich die der modernen Dichtung. Ich habe bloß ein paar Andeutungen geben können. Möchten es Worte zum Frieden sein!

Die Pariserin.

Plauderei von G. de Mauriac.

Nachdruck verboten.

Wie denken Sie von der Pariserin, verehrte Leserin? Sie zaudern? Nun, ich will es Ihnen sagen. Sie halten sie für ein leichtfertiges, nur der Toilette und dem Vergnügen lebendes, oberflächliches Geschöpf, dem Sie jedoch eine gewisse Grazie, einen besonderen Chic nicht abprechen wollen. Die Ansicht ist begreiflich, wenn auch nicht ganz zutreffend.

doch eine solche aus jener Kategorie Modell gesehen, denen man den Zutritt zu der Welt verweigert. Diese Damen reflektieren die Fehler und die charnanten Eigenschaften der Pariserinnen wie in einem Zerrspiegel.

Das einzig Wahre, was sich aus dieser Schilderung herauslesen läßt, ist, daß die Pariserin über viele freie Zeit verfügt. Die Sitte des Landes, welche bisher die Kindererziehung außerhalb des Hauses und die Wirtschaft ausschließlich in die Hände der Diensthilfen legte und so die Hausfrau entlastete, gewährt der Pariserin die Möglichkeit, ihren Neigungen zu leben, das ihr innewohnende dekorative Talent z. B.

zur Vernachlässigung gehender Gleichgültigkeit behandelt. Einem Tapezierer die Einrichtung einer Wohnung in Entreprise geben, wie das wohl in Deutschland von Wohlhabenden geschieht, sich dem Geschmack eines professionellen Dekorateurs zu unterwerfen, ist für eine Pariserin undenkbar. Vielleicht geht sie bezüglich der Ausstattung ihres Hauses mit mehr Wichtigkeit und Umständlichkeit zu Werke, als dies erforderlich ist; eine deutsche Hausfrau würde ihr vielleicht eine allzu große Zeitverschwendung für diesen Zweck vorwerfen, aber unsere Pariserin hat eben die Zeit dazu, und es gewährt ihr diese Beschäftigung eine wohlthunende Befriedigung ihres Bedürfnisses nach einem, in dem



Dina. Studienkopf. Gemälde von Ludwig Knaus.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die professionellen Berichterstatterinnen sind daran schuld, daß sich solche irrige Meinungen über das Leben und Treiben der Pariser Frauen verbreiten und festsetzen. Habe ich doch erst neulich — ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Blatte — die Schilderung der Tageseinteilung einer Pariserin gelesen, nach der diese eigentlich nur vier Stunden schläft, die übrige Zeit des Tages, bis auf die eine oder die andere Mahlzeit außer dem Hause, zu Pferde oder zu Fuß, im Bois, bei dem Schneider, auf der Auktion von Kunstwerken, beim five o' clock tea, dem Diner, im Theater, auf dem Rout oder dem Ballo zubringt. Nach dieser Beschreibung müßten alle Pariserinnen eine Million Rente besitzen, die Männer wären nur zur Hergebe des Namens und die Kinder als unvermeidliches Uebel vorhanden. Die Verfasserin hat an einer Ausnahme die Regel studiert. Vielleicht hat ihr sogar eine der excentrischen Frauen aus der Fremdentolonie, oder, wenn schon eine Pariserin, so

zum Nutzen ihres Hauses und ihrer eigenen Person nach Belieben zu entfalten, wie ihre geselligen Rechte und Pflichten uneingeschränkter, als die deutsche Hausfrau, zu üben. Daß dieser Ueberfluß an Zeit manchmal leichtsinnig vergeudet wird, ja daß er die Pariserinnen zuweisen auf falsche Bahnen führt, soll gar nicht geleugnet werden.

Was man auch sagen mag, die Pariserin hat Freude an der Häuslichkeit. Ist sie doch unaufhörlich bemüht, ihr Heim freundlicher, behaglicher und eleganter einzurichten. An der Gestaltung ihres Hauses hat sie persönlich einen hervorragenden Anteil. Ihr ausgesprochener, selbständiger Kunstsinne duldet keine Handwerks-Vergewaltigung. Sie unterscheidet sich wesentlich hierin von der Italienerin, die keinerlei Wert auf die innere Einrichtung ihrer Wohnung legt und häufig alte, ihr überkommene, künstlerisch hochwertvolle Möbel, für deren Besitz eine Pariserin, ich weiß nicht was, opfern würde, mit bis

Kreise ihres Vermögens liegenden, künstlerischen Schaffen. Es ist nur natürlich, daß durch diese Thätigkeit das Haus der Pariserin etwas von der Individualität derselben erhält und daß das Arrangement auf den Sinn der in diesen Räumen waltenden Herrin Schlüsse zuläßt. Und an einer solchen Behausung, die ein Stück ihres eigenen Ichs ist, in der all die kleinen Säckelchen auf den Kaminen, den Konsolen, den Etageren für die Besitzerin eine Geschichte haben, sollte diese nicht hängen? Allons donc! Aber mehr! Die Pariserin liebt es, ihr Heim mit Blumen zu schmücken, es ist nur natürlich, daß sie sich dieses vergänglichsten Schmuckes, den sie meist eigenhändig auf dem Blumenmarkt der Madeleine oder in einem der eleganten Boulevardläden erworben hat, auch freuen will, und so geht diese Leidenschaft für Blumen mit dem Sinn für Häuslichkeit Hand in Hand, und die erstere bildet ein charakteristisches Kennzeichen für den letzteren. Diese Freude an den Blumen ist übrigens allen Pa-



I. Wendenstöde. II. Gasthaus zum Alpenklub. III. Mühle bei Wyler. IV. Alp Stöfeli. V. Engstlensee. VI. Gentelbach. VII. Schwarzenthal.

Aus der Schweiz: Der Hochpaßweg. Originalzeichnungen von Otto Tröger.

in dem Ueberwuchern des Privatunterrichts gefunden hat. An eine junge Dame der höheren Stände stellt man den Anspruch, daß sie französisch und englisch, womöglich auch italienisch versteht, daß sie in der deutschen Litteratur und Geschichte hinreichend bewandert ist, um bei der Unterhaltung mit Männern sich keine Blöße zu geben und daß sie beim Gebrauch von Fremdwörtern so vorichtig ist, nur diejenigen anzuwenden, deren Bedeutung sie kennt und deren Accentuation ihr unzweifelhaft ist. Als unerläßlich für den gesellschaftlichen Verkehr hat sich auch die Kenntnis der griechischen Mythologie und der nordischen Götterwelt ergeben, und deshalb wird auch diese Seite der Bildung in den höheren Töchterschulen berücksichtigt. Im übrigen ist das deutsche Mädchen auf das angewiesen, was ihm die eigene Familie bietet und was es sich durch selbständiges Eindringen in das Verständnis aller den Wert des Lebens ausmachenden Dinge anzueignen vermag.

Man sollte meinen, daß hiernach die Aufgabe der höheren Töchterschulen sich leicht und glatt erledigen ließe und daß bei geschickter Verteilung des Lehrstoffes auf acht bis neun Jahre ein nach jeder Richtung befriedigendes Ergebnis erreicht werden könnte. Das ist aber keineswegs der Fall, denn genau dieselben Uebelstände, welche in den Gymnasien und Realschulen bzw. Realgymnasien hervorgerufen sind: Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten, Uebermaß an Unterrichtsstoff und die davon untrennbaren Folgen der gestörten körperlichen Entwicklung, insbesondere die Schwächung der Sehkraft werden auch beim weiblichen Geschlecht beobachtet und wirken hier um so verderblicher, weil die Widerstandskraft geringer ist und weil der Vorteil der durch den Schulbesuch zu erwerbenden Kenntnisse in keinem Verhältnis zu den dadurch bedingten Nachteilen steht.

In den höheren Töchterschulen ist die Pflege des Französischen und Englischen oft so ausgedehnt, daß sie bei den Schülerinnen die gleiche Kraftentwicklung erfordert, wie bei den Schülern der Gymnasien die Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen. Die Stelle des lateinischen Aufsatzes wird in den Töchterschulen durch den französischen und englischen Aufsatz ausgefüllt, und die in dieser Beziehung gestellten Anforderungen sind nicht geringer, als die in den Gymnasien. Dazu kommt eine oft zu weit über das Maß hinausgehende Behandlung des deutschen Aufsatzes. Man staunt, wenn man die Themata erfährt, welche jungen Mädchen von 14 Jahren gestellt werden; z. B. „Abschied des Perikles von seinen Freunden“, oder „Der deutsche Saßbau“, „Gedanke beim Anblick des Mondes“ und was dergleichen Verirrungen mehr sind. Die Zumutung solcher Aufgaben hat entweder Angst, Ratlosigkeit und Verwirrung zur Folge oder bei praktischer angelegten Naturen tritt die Frage in den Vordergrund, durch welche Mittel sie am leichtesten ohne eigene Anstrengung gelöst werden kann.

Hier muß Wandel geschaffen werden. Es erscheint vor allen Dingen nötig, einen zweckmäßigen Lehrplan für die höheren Töchterschulen zu entwerfen und diesen auch für die Privatschulen obligatorisch zu machen. Im höheren Unterrichtswesen für unsere Töchter muß in erster Linie die bindende Vorherrschaft an die Stelle der herrschenden Systemlosigkeit treten, welche es jedem Schulpfleger und jeder Schulpfleherin erlaubt, Umfang und Ziel des Unterrichts selbst zu bestimmen. Man könnte die Sache so auffassen, als habe der Staat kein greifbares Interesse an der Gestaltung des höheren Unterrichtswesens für Töchter, als sei es Sache der Eltern, den richtigen Weg zu suchen und eine solche Unterrichtsanstalt auszuwählen, welche ihren Anforderungen genügt. Das ist nicht richtig, denn schließlich sind die Eltern auf die vorhandenen Unterrichtsanstalten angewiesen, und diese gestatten an Orten mittlerer Größe und darunter kaum eine Auswahl.

Der Gegensatz zwischen humanistischer und realistischer Bildung besteht auch für das weibliche Geschlecht, die Vertreter beider Richtungen lassen sich bis in die höchsten Stände hinauf verfolgen, weil Naturanlage das entscheidende Moment ist. Trotzdem ist es nötig, daß gewisse gemeinsame Grundlagen auch für die Bildung der Töchter der höheren Stände festgehalten werden, litterarisch und künstlerisch beanlagte junge Damen werden ohnehin den Weg, welcher sie zum Ziele führt, auch ohne die Fingerzeige der Schule finden.

Man könnte einwenden, daß die systematische Gestaltung des Unterrichts bereits in den Bildungsanstalten für Lehrerinnen besteht. Das genügt aber nicht, es ist vielmehr die Aufgabe, die Töchter der höheren Stände ohne ausgesprochene Berufsnähe mit allen den Kenntnissen auszustatten, welche sie ihrer gesellschaftlichen Stellung gemäß erwerben müssen, ohne ihre Gesundheit zu gefährden und ihnen unnötige Qualen zu bereiten. Die Sache ist nicht so leicht, wie sie sein würde, wenn nicht eingewurzelte Gewohnheiten und Vorurteile zu bekämpfen wären. Hier gilt es, rücksichtslos vorzugehen und alle ungesunden Auswüchse zu beseitigen. Die Mütter sind die wichtigsten Personen für die Erziehung und Heranbildung des heranwachsenden Geschlechts, und es kommt sehr viel darauf an, daß diese, auch abgesehen von ihren Gemütszuständen, eine den Anforderungen unserer Zeit entsprechende Schulbildung genossen haben. Die ersten Vorstellungen des kindlichen Seelenlebens sind oft entscheidend für die ganze Zukunft, und diese gehen stets von der Mutter aus. Eugen Wittmeyer.

Die Pilze in Küche und Keller.

Nachdruck verboten.

Seitdem es Robert Koch gelungen ist, jenes kleine Lebewesen, welches er schon vor mehreren Jahren als die Ursache der Lungenschwindsucht erkannt hatte, siegreich zu bekämpfen, hat es an Aufklärungen über die Natur dieses heimtückischen Parasiten nicht gefehlt. Es ist heute jedermann bekannt, daß der Erzeuger dieser, sowie vieler anderen ansteckungsfränkheiten der niedrigsten Pflanzenwelt, den Pilzen, speziell den Spaltpilzen angehört. Als Ursache der Tuberkulosekrankheit, des Milzbrandes, der Diphtheritis, des Typhus, der Pocken, der Rufe, des Auszuges, der Cholera, der Malaria u. a. m. sind für jede Krankheit spezifische Spaltpilze entdekt worden. Weniger bekannt dürfte es indessen mancher Hausfrau sein, daß zu den Genossen und nächsten Verwandten dieser Spaltpilze auch unsere ärgsten Feinde in Küche und Keller gehören. Ist irgend ein Nahrungsmittel durch sauren Geschmack und süßlichen Geruch unbrauchbar geworden, so ist dies das sicherste Anzeichen dafür, daß sich Pilze auf ihn niedergelassen haben.

Wir wollen dieselben ihrer Natur nach in drei Gruppen sondern: in Schimmelpilze, Sproßpilze und Spaltpilze.

Am bekanntesten von diesen sind die Schimmelpilze, denn ihre kleinen Pflänzchen sind dem bloßen Auge deutlich erkennbar und können, sobald sie sich auf den Speisen einstellen, sofort von denselben entfernt werden. Die unter der weggenommenen Schimmeldecke befindlichen Substanzen sind meist unverdorben. Unterbleibt die Entfernung der Pilze, so beginnen sie, indem sie aus den von ihnen besessenen Substanzen ihre Nahrung ziehen und dieselben dabei in ihre Bestandteile zerlegen, ihr zerstörerisches Werk. Die anfänglich weißen zarten Pflänzchen werden dann gelb, rot und schwarz und zerknauern, indem sie zahlreiche Samen, die sogenannten Sporen bilden, die Speise. Diese nehmen dann den eigentümlichen „schimmlichen“ Geschmack an. Allerdings wird diese Wirkung der Schimmelpilze nicht von jedem gleich hart beurteilt, denn Wildbret mit „Hochgeschmack“ und verschimmelter Roquefort-Käse sind auf mancher Tafel beliebte Delikatessen. Läßt man die Pilze ungestört gewähren, so zehren sie die Speise gänzlich auf. Mehrere ganze Brotlaibe, welche man in einem Blechkasten verschlossen hatte, der erst nach 1 1/2 Jahren wieder geöffnet wurde, waren gänzlich verschwunden, und an ihrer Stelle lag nur ein kleines Häuflein Schimmelsäben.

Die Sproßpilze, d. h. solche Pilze, die sich durch Sprossung aus ihrer Oberfläche heraus vermehren, nehmen eine Mittelstellung zwischen den Schimmelpilzen und Spaltpilzen ein und sind dementsprechend in ihren Wirkungen im allgemeinen weniger schädlich, für den Haushalt oft sogar nützlich. Denn sie sind es, welche die Wein- und Bierhefe bilden. Mit bloßem Auge nicht erkennbar, erscheinen sie unter dem Mikroskop als einfache oder verzweigte Pflänzchen, welche aus kugelförmigen Bläschen zusammengesetzt sind. Viele Millionen solcher Bläschen oder Zellen bilden einen einzigen Tropfen Hefe. Nur durch Gährung der Sproßpilze kann ferner Weingeist oder Alkohol erzeugt werden, so daß es ohne sie keinen Wein, kein Bier, keinen Spiritus gäbe. Dagegen machen sie sich als Rahm oder Eßighaut auf den Getränken unangenehm bemerkbar. Auch muß ihre Gegenwart beim Genuß mancher roher Speisen berücksichtigt werden. Sie gedeihen nämlich am besten in zuckerhaltigen Stoffen, und da sie solche immer im Magen vorfinden, beginnen sie daselbst sogleich ihren Gärungsprozeß, der unter Umständen Uebelkeit und Beschwerden verursachen kann. Deshalb ist es für einen schwachen Magen gesunder, gekochtes Obst anstatt des rohen zu genießen, da sich auf der Oberhaut des rohen Obstes stets Sproßpilze eingenistet haben.

Zum Teil gern gesehene, oft aber gefährlichere Gäste, als Schimmelpilze und Sproßpilze sind für Küche und Keller die Spaltpilze. Sie bestehen aus einem einzigen Bläschen von kugelförmiger, stäbchenförmiger, fadenförmiger oder schraubenförmiger Gestalt. Trotz ihrer Kleinheit (ihr Durchmesser beträgt den 500. bis 2000. Teil eines Millimeters) und mehr als 30 Billionen wiegen im trockenen Zustande kaum ein Gramm) sind sie unzweifelhaft lebende Pflanzen, da sie wachsen und sich durch Spaltung der Zellen oder durch Sporen fortpflanzen. Um sich selbst zu ernähren, rufen sie in den von ihnen besessenen Stoffen ähnliche Zerlegungsprozesse hervor, wie ihre krankheitserregenden Genossen im tierischen und menschlichen Körper. Mit den Sproßpilzen haben sie die gärende Wirkung gemein, ihr eigenes Werk aber ist die Fäulnis.

Die bekanntesten Gärungsformen, welche durch die Spaltpilze erzeugt werden, sind die Milchsäuregärung, Butter säuregärung, Eßiggärung, die schleimige und die Farbstoffgärung. Bei der Milchsäuregärung wird der Zucker der Trauben und in der Milch in Milchsäure umgewandelt, welcher Prozeß den Hausfrauen beim Sauerwerden der Milch, der Gemüse und aller zuckerhaltigen Nahrungsmittel nur zu wohl bekannt ist. Um die Milch vor dem Milchsäurepilz zu schützen, wird empfohlen, sie einige Zeit über den Siedepunkt hinaus zu erhitzen. Auch gewöhnlich gekochte Milch werde nicht sauer, wenn die oberflächliche Gerinnungshaut, welche die Milch von der Luft abschließt und gleichzeitig das Hineinfallen der Spaltpilze verhindert, vor dem Zerreißen bewahrt werde. Der Milchsäurepilz bewirkt ferner die Bildung von Sauerteig, das Sauerwerden des Bieres, der Gurken u. s. w. — Der Buttersäurepilz erzeugt Buttersäure in der sauren Milch, wodurch diese einen ranzigen Geschmack annimmt, beim Reifen des Käses, d. h. bei der Verwandlung der weißen, faden schmeckenden Käsemasse in eine gelbliche, durchscheinende von pikantem Geschmack und Geruch, beim Reifen des Sauerkohls und der sauren Gurken, welche Nahrungsmittel infolge der Buttersäurebildung ihren eigentümlichen Geschmack erhalten. — Der Eßigpilz erzeugt Eßiggärung, die sich in der Bildung einer Rahmhaut auf Bier, Wein und Fruchtsäften äußert. Andererseits wird dieser Gärungsprozeß zur schnellen Erzeugung von Eßig verwendet. — Der Pilz der schleimigen Gärung verwandelt Zuckerwasser und Zuckerrübenaft in eine gummiartige Masse und erzeugt den „langen“ Wein und das „lange“ Bier, d. h. er verwandelt diese Getränke in eine schleimige, fadenziehende Flüssigkeit. — Eine Anzahl Spaltpilze erzeugen die Farbstoffgärung, d. h. sie färben die Nahrungsmittel, welche sie besesseln, blau, rot, gelb, grau u. s. w. Dies ist besonders bei Weißbrot, Reis und Hülsen, auf gekochten Eiern, namentlich aber bei der Milch der Fall. Das Bläuen der Milch wird meist nur in der warmen Jahreszeit beobachtet. Die Ansicht, eine Erkrankung der Kühe oder der Genuß gewisser Weidpflanzen mit blauem Farbstoffe seien an der Färbung schuld, hat sich als eine irrthümliche erwiesen. Ein sich überaus schnell vermehrender Spaltpilz bildet den Farbstoff. Uebrigens ist bis jetzt eine giftige Wirkung beim Genuß dieser blauen Milch nicht beobachtet worden.

Die Fäulniswirkung der Spaltpilze besteht darin, daß durch sie die Stoffverbindungen in toten und lebenden Pflanzen und Tieren zerlegt werden. Sie ist meist an einem widerlichen Geruche, wie z. B. bei Nas und faulen Eiern, erkennbar. Oft treten die verschiedenen Pilzarten abwechselnd auf den Schauplatz ihrer Thätigkeit, indem sie sich in ihrem zerstörerischen Werke gegenseitig unterstützen. Im Most und in Fruchtsäften erscheinen zuerst die Sproßpilze und bilden Weingeist, dann kommen die Spaltpilze, die den Weingeist in Essigsäure verwandeln und eine Rahmhaut bilden, dann treten die Spaltpilze auf und verzehren die Rahmhaut, zuletzt stellen sich die Schimmelpilze ein.

Zahlreiche Arten von Spaltpilzen können durch ihr Ueberhandnehmen in Brunnen und Wasserleitungen, durch Verderben des Trinkwassers dem Haushalt schädlich werden. Dabei ist

ihre Existenz durchaus nicht an das Wasser gebunden. Sie leben nur auf den im Wasser schwimmenden Stoffen, sie selbst können es sehr leicht entbehren. Während die höheren Pflanzen sterben, sobald man sie austrocknet, können die Spaltpilze jahrhundertlang, ja jahrtausendlang in getrocknetem Zustande ausharren, um sofort beim Eintreten von Feuchtigkeit zu neuem Leben zu erwachen. Zu ihrem Wachstum allerdings haben sie Feuchtigkeit nötig. Sie gedeihen nur auf Fleisch, Brot und dergl., solange diese Stoffe feucht sind. Daher kann nur frisches Fleisch faulen. Kochsalz entzieht dem Fleische einen Teil seiner Feuchtigkeit, deshalb ist eingezalzenes Fleisch weniger geräuchertes, d. h. noch mehr getrocknetes Fleisch fast gar nicht dem Faulen ausgesetzt.

Auch einige von den krankheitserregenden Pilzen sind von Einfluß auf die Vorratskammer. Gerade die Tiere, deren Fleisch wir mit Vorliebe genießen, Rinder, Schafe, Pferde, Hasen und Kaninchen fallen oft einem Spaltpilz, dem Milzbrandpilz, zum Opfer. Auch in Gänsen, Enten und anderem Hausgeflügel ist dieser heimtückische Schwarzrotter angetroffen worden. Durch den Genuß milzbrandkranker Tiere kann die Krankheit auch auf den Menschen übertragen werden. — Der in letzter Zeit viel genannte Tuberkelpilz ruft auch bei den Tieren, deren Fleisch wir verwenden, beim Schwein, Schaf und Rind die Tuberkelkrankheit hervor. Im letzteren Falle, bei der Perlsucht der Rinder, befindet sich der ansiedende Pilz nicht nur im Fleisch, sondern auch in der ungekochten Milch, in Butter und Käse und kann durch den Genuß derselben auf den Menschen übertragen werden. — Die lebendigen Fleischvorräte im Geflügelhofe, wie Hühner, Puten, Gänse, Enten, werden durch den Pilz der Hühnercholera einer der gefährlichsten Krankheiten ausgesetzt. Doch sind sie nach den Versuchen von Pasteur in Paris gegen ihn zu schützen, wenn man sie mit Hühnerbouillon, in der der Pilz kultiviert worden ist, impft. Dadurch werden sie unempfindlich gegen die Angriffe der gewöhnlichen Choleraepidemie. — Auf das Heer derjenigen Pilze, welche sich die Getreidepflanzen und die Obstbäume als Zummelplatz erforen haben und dieselben verwüsten, wodurch auch Küche und Keller empfindlich geschädigt werden, kann hier nur kurz hingewiesen werden.

Aus den angeführten Beispielen dürfte zur Genüge ersichtlich sein, welche wichtige Rolle diese kleinsten aller Lebewesen nicht nur im großen Haushalte der Natur, sondern auch in jedem kleinen Haushalte der Menschen spielen. Wir werden ihnen noch weit mißtrauischer entgegenzutreten, wenn sich die Ansicht vieler Forscher bewahrheiten sollte, daß ursprünglich alle Spaltpilze gleichartig sind und in den speziellen Fällen spezielle Formen annehmen. Nach dieser Ansicht nimmt die gleiche Art im Laufe der Generationen abwechselnd verschiedene Formen an, welche im Laufe von Jahren und Jahrzehnten bald die Säuerung der Milch, bald die Buttersäurebildung im Sauerkraut, bald das Langwerden des Weins, bald die Fäulnis der Eiseiße, bald die Rotfärbung stärkehaltiger Nahrungsmittel bewirken und bald Diphtheritis, bald Typhus, bald Cholera, bald Wechselfieber erzeugen. Wenn eine Form dieser Pilzart in ein neues Mittel kommt, so paßt sie sich nach und nach den neuen Verhältnissen an und wird um so wirksamer, je länger sie an dem nämlichen Mittel gelebt hat. Sollten die Forschungsergebnisse der Zukunft diese Meinung bestätigen, so wird die Hoffnung, daß das Menschengeschlecht einmal von der Plage der Pilze befreit werden könnte, niemals in Erfüllung gehen. Dr. Wilhelm Stof.

Unsere Illustrationen.

Der Zochpassweg. Unsere Bilder (Seite 77) führen uns in einen der schönsten Teile der Schweiz: in den östlichen Flügel der Berner Alpen, der neuerdings als Reisesziel mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist. Besonders ist es die herrliche Strecke zwischen dem beliebten Luftkurort Engelberg und dem reizend gelegenen Meiringen, der Zochpassweg, welcher jetzt im Hochsommer von zahlreichen Touristenjahren mit Vorliebe aufgesucht wird. Der Zochpassweg gehört zur größeren Hälfte dem Kanton Bern an, nur der kleinere Teil von Engelberg bis zur Zochhöhe ist Unterwaldener Gebiet. Im August und September, wenn Engelberg von Sommerfrischlern überfüllt ist, kann man ganze Schwärme froher Wanderer hier auf dem Saumpfad des Zochpasses antreffen.

Von Engelberg aus steigt der Weg durch schönen schattigen Wald zur umfangreichen Gerschnal. Dann in steilem Felsack die sogenannte Pfaffenwand empor zum düsteren Trübsel. Zu seiner Flut spiegeln sich die Gletscher des Titlis und Reichen Nollen. Ueber stumpfige Hüfen erreicht man das einfache, aber gute Gasthaus zum Alpenfluh (Bild II). Titlisbesteiger nächtigen hier und brechen frühzeitig von hier auf, um zu früher Stunde die Spitze zu erreichen.

Der Weg zur Zochhöhe (2215 Meter) führt vom Gasthaus aus steil, oft über Schneeflecken, hinauf. Die Aussicht ist nicht gerade sehr umfassend, doch malerisch schön, geradeaus hat man (Bild I) die Wendenstöcke (3044 Meter); tief drunten liegt der grüne Engstlensee mit der gleichnamigen Alp, zu der man nun hinabsteigt. Die Lage des hier befindlichen Gast- und Pensionshauses gehört zu den schönsten der ganzen Alpen: gerade vor sich hat man die mächtigen Trabanten des Berner Oberlandes, das Finsteraarhorn, die Schredhörner, das Breithorn und die Wetterhörner, gegen Nordost den von ewigem Schnee bedeckten Titlis. Die nähere Umgebung bietet viel Interessantes. Etwa 10 Minuten vom Gasthaus liegt (Bild V) der schöne Engstlensee (1835 Meter hoch), in welchem im Hochsommer viel gebadet wird. Besonders für Reipensleibende sollen die Bäder von gutem Erfolg sein. Nicht weit von diesem See ist der sogenannte Wunderbrunnen, eine periodische Quelle, die nur im Hochsommer bis nachmittags vier Uhr fließt.

Von der Engstlenalp steigt man steil, teils auf Treppentritten, hinab zur Rofbenaalp. Durch lichten Wald mit zerzausten Wettertannen, bleibt man immer zur Linken des Gentalbachs, der viele schöne Fälle bildet (Bild VI). Weiter unten überschreitet man den Bach und gelangt dann zu den einsamen Hütten von Schwarzenthal (Bild VII). Das Thal heißt hier Gentalthal. Gegenüber den Hütten sind die periodischen Aletschsaasbäche, die aus der Gabelnfluh hervorbrechen. Bis zur Alp Stöfel (Bild IV) geht es dann ziemlich eben fort. Durch schönen Wald erreicht man die Mühle bei Wyler (Bild III) und somit die vom Sustenpaß kommende Straße. In Sumertkirchen beritt man das Aarethal, und nach einer Stunde erreicht man bequem den Ort Meiringen mit seiner berühmten, jetzt zugänglichen Aarechlucht und den Reichenbachfällen.

Dilettanten-Arbeiten.

Ueber Porzellanmalerei nach Altmeister Art.

Das Malen auf Porzellan hat in den letzten zwanzig Jahren in vielen Familien Eingang gefunden, und es liegt nahe, daß wir Frauen die vielerlei Gebrauchs- und Luxusgegenstände unseres eigenen Hauses mit den Erzeugnissen unseres Fleißes zu schmücken suchen. Es wird hierin von vielen Seiten Gutes, aber auch recht viel Mittelmäßiges geleistet. Die technischen Schwierigkeiten sind nicht unbedeutend. Welche Enttäuschung entsteht, wenn die Arbeit vom ersten Brande zurückkommt und die Farben ganz verändert sind, die meisten Schatten ganz weggebrannt, man muß von neuem beginnen und gelangt, wie dies bei Köpfen z. B. der Fall, erst nach vier- bis fünfmaligem Uebermalen und Brennen zu einem günstigen Resultat. Auf dem Lande und in kleinen Städten giebt es keine zuverlässigen Brennanstalten, man muß die Gegenstände wegschicken, also öfter hin und her, unterwegs verwischt sich die Farbe leicht, und das ganze Verfahren wird so teuer, daß dies allein schon viele zum Aufgeben der schönen Beschäftigung veranlaßt.

Der enorme Fortschritt, den die Technik auch im Drucke auf Porzellan gemacht hat, verdrängt die Malerei immer mehr. Ich rede nicht direkt von dem Drucke ganz gewöhnlicher Sachen, sondern von der Nachbildung der Malerei durch Druck. Die Konturen werden durch Schablonen aufgedruckt und dann nach Art der schwarzen Kinderbilderbogen mit verschiedenen Farben angefrischen. Diese Gegenstände haben den Vorteil erheblicher Billigkeit, sehen ganz gut aus für das große Publikum, dem sie genügen, aber schade ist es, denn wirklich gut gemaltes Porzellan kommt hierdurch nur wenig in den Handel.

Suchen wir nun nach oben erwähnten Mängeln ein Verfahren und eine Art von Malerei, bei deren Befolgung wir Wünschenswertes in dieser schönen, alten Kunst erreichen. Der große Aufschwung, den das Kunstgewerbe jeder Richtung in letzter Zeit genommen, giebt uns den Weg hierzu an. Greifen wir in die Blütezeit der Meißner und Berliner Porzellanmanufakturen zurück, suchen wir aus ihr unsere Vorbilder, die wahrlich der Nachahmung wert sind. Wirkliche Künstler damaliger Zeit haben es nicht gescheut, ihr Können dort zu verwerten, wir bewundern ihre Arbeiten an Fürstenthöfen, Museen und Sammlungen reicher Liebhaber.

Fassen wir speziell die schönen, leichten und graziosen Blumenmalereien damaliger Zeit ins Auge. Wie leicht und natürlich ist die Zeichnung, die Farben dabei matt getönt und doch frisch, mit Vermeidung jedes grellen Tones! Freundinnen der Malerei, die gut zeichnen und ihren Pinsel in der Gewalt haben, mache ich ganz besonders auf dieses dankbare Genre aufmerksam. Mit einiger Anlage für Kenntnis der Farben ist hierin Lohnendes zu erreichen, und es sind viel weniger Schwierigkeiten vorhanden, als bei der Darstellung von Figuren. Das Verfahren, das ich seit mindestens zehn Jahren für Meißner Blumenmalerei anwende, ist durch Erfahrung bewährt, ist sicher und einfach, macht nur ein einmaliges Brennen nötig und führt also rasch und billig zu einem guten Resultat. Ich male nicht wie bei Aquarellmalerei durch Anlegen des Grundes und dann Hineinmalen. Ich bediene mich ausschließlich der trockenen, feinstpulverisierten Farben aus der königl. Meißner Fabrik oder von Müller und Henrich, Kunsthandlung in Dresden. Rosa und Purpur müssen mit Glasreibern auf der Palette verrieben werden, bei allen anderen Farben genügt es, dieselben mit der Malpachtel und etwas Schid oder Dicksöl auf der Palette zu mengen. Das so stark und unangenehm riechende Kiendöl und Lavendelöl halte ich für unnötig. Ich reibe die Stelle, die gemalt werden soll, mit dem Finger mit einer ganz kleinen Menge Schidöl ein und beginne mit dem Pinsel in ganz feinen, aber klaren, bestimmten Konturen zu zeichnen, mit ebenso feinen Strichen wie bei einer Federzeichnung zu schattieren. Ist dies getrocknet, so schattiere ich noch etwas mit breitem Schatten darüber, dann erst kommt die eigentliche Farbe als Lackfarbe darüber.

Für die meisten Blumen verwendet man zum Unterschattieren „Grau für Blumen“ mit kleinen Abänderungen — z. B. für blaue Blumen mischt man dem Grau etwas Blau zu, für lila Purpur oder Vio. Wer Porzellan gemalt hat, kennt die Schwierigkeit mit Gelb, kein Schatten hafet, jedesmal ist derselbe spurlos weggebrannt. Dieser Uebelstand hört auf diese Weise völlig auf. Man mischt zu dem Grau noch etwas Sepia, auch Olivgrün oder Purpur, je nachdem die gelbe Blume diese oder jene Farbe haben soll, untermalt hiermit recht kräftig — ganz helle Stellen bleiben weiß — lasiert mit Schwefelgelb oder Albersgelb und schattiert nochmals mit der ersten Mischung darüber, dann wird man nach dem Brennen jeden Schatten wiederfinden. Nur Rosa und allenfalls Lichtrot wird ganz rein verarbeitet, Farbe in Farbe schattiert, auch zu Purpur und Violett ist eine Untermalung von etwas Graublau oder Mischung von Purpur gut. Gerade für Meißner Blumenmalerei ist die richtige Wiedergabe der alten Farben sehr wichtig. Das meiste Rosa muß einen kleinen Zusatz von Blau bekommen, grelles Blau darf nie angewandt werden, stets nur mit Grau oder Purpur gebrochen. Sämtliches Laub wird fein und sehr scharf mit Schattenstrichen gezeichnet, fast ausschließlich mit Grau untermalt, dann werden sehr viele Blätter nach den feinen Schattenstrichen der Aehren und Konturen mit ganz dünnem Luftblau übergangen und jetzt erst mit Grün. Daß jedesmal getrocknet werden muß, ist selbstverständlich, also muß man auch immer 3-4 Gegenstände zugleich in Arbeit nehmen. Wassergrün, die verschiedenen Blaugrün, Chromgrün mit Albersgelb sind passende Farben, die schönen graulila Blätter der alten Malereien stellt man durch eine Mischung von Blaugrün mit Schattierpurpur her, auch nach Bedürfnis mit Hellgrau gemischt. Glaubt man fertig mit der Arbeit zu sein und alles gut und kräftig ausgemalt zu haben, so übergeht man die ganze Malerei mit einem weichen Pinsel, der etwas in verdünntes Spicköl getaucht und abgestreift ist, sodas die Malerei nur eben glänzend wird. Nun tritt sofort alles lebendig heraus, man sieht genau, wo noch die Farbe zu dünn ist, wo noch Schatten fehlt. Man holt dies natürlich nach, durch den Delüberzug hafet die Farbe im Transport fester, und man wird nach dem Brennen die Freude haben, eine gelungene und gut ausgeführte Arbeit nach einmaligem Brennen zu erzielen.

T. R.

Garten und Haus.

Nachdruck verboten.

Wie so fern liegt uns noch der Frühling! Und doch, könnten wir hineinsehen in das Getriebe, das in den Zellen der Pflanzen herrscht und Vorarbeiten zum Empfange des Frühlings bedeutet, wir würden staunen!

Im Freien sorgt die tiefe Temperatur der Nächte dafür, daß sich nichts überstürzt, anders in den geschlossenen Räumen, den Kellern, Sälen, kühlen Zimmern oder sonstigen Einrichtungen, welche unsere kalten Pflanzen bergen. Da treibt's vorzeitig und kraftlos, wenn nicht Thüren und Fenster, solange es irgend die äußere Temperatur zuläßt, solange sie also nicht unter Null gesunken ist, geöffnet stehen. Sorgfältiges Lüften bildet hier vorläufig die dankbarste Pflege. Selbst kräftliche Pflanzen können dadurch so weit gestärkt werden, daß sie nachher frisch und freudig austreiben. Kranke Pflanzen giebt es übrigens jetzt, wo der Winter sich zu Ende neigt, mehr denn je, besonders in den Wohnzimmern. Die Länge der Zeit hat so manche Kraft gebrochen. Was man am häufigsten findet, sind Gummibäume, welche die Blätter werfen, nicht weil sie zu wenig, sondern weil sie zu viel gegossen wurden. Der Gummibaum verträgt im Winter, wo er nicht treiben soll, nur wenig Wasser. Dann Drachenbäume, Palmen u., deren Blattspitzen gelb und dürr werden, die außerdem von Ungeziefer stark heimge sucht sind. Ein sehr vorsichtiges Gießen thut allen Patienten not, gleichviel welchen Namen sie führen, damit ihre Erde, die fast immer sauer und schlecht geworden ist, sich bessere, die Pflanzen ansaugen, neue Wurzeln zu bilden, und sich im März, wenn das Umpflanzen in neue Erde beginnt, bald dafür dankbar zeigen können. Selbst ein loses, leichtes Ueberstreuen ist bei warmem Sonnenschein sehr am Plage. Wir kräftigen damit auch die Gesunden.

Wenn wir aus einer Reihe von Jahren die Pflanzen zusammenstellen wollten, die nie getränkt haben — die alles ertragen — so sind es doch eigentlich herzlich wenig. Und immer wieder dieselben alten Bekannten, neue kommen selten hinzu. Wo vielleicht das Riemenblatt, Clivia oder Mantophyllum sich nicht darunter befindet, da befürworte ich dessen Eintritt. Die Pflanze ist wirklich von großer Ausdauer, hat immer schöne, grüne Blätter, die keinem Ungeziefer behagen und erfreut alljährlich einmal, zu Anfang des Frühjahrs meistens, mit herrlichen, auf langem Stiel getragenen amaryllisähnlichen Blüten. Eine andere gute Zimmerpflanze, d. h. wenn sie sich erst an die Zimmerluft gewöhnt hat, ist eine Solanum jasminiflorum. Sie ist noch neu. Diese Pflanze rankt und bringt den ganzen Sommer hindurch, sobald sie einen guten Platz am geschützten, halbhellen Fenster erhielt, ihre weißen Blumen, die der Karthoffelblüte allerdings etwas ähnlich sehen. Neu für unsere Zimmer sind auch einige Orchideen, Cypripedium insigne, Lykaste Skinneri, Cylogina cristata, Odontoglossum Alexandrae, doch ist für ein gutes Gedeihen vorausgesetzt, daß starke Pflanzen getauft werden, nicht Schwächlinge, die ungeschlär eingehen. Halbschattiger Stand im mäßig warmen Zimmer ist den Orchideen am liebsten, das Cypripedium kann im Sommer auch im Freien stehen und liebt feste mittlere Feuchtigkeit, die zur Zeit der Blütenentfaltung gesteigert werden muß.

Die Zahl des Neuen steigt gewaltig für den Bier- oder den Nutzgarten. Eine Neuheit, die sich ganz besonders bewährte und für unsere Blattpflanzengruppen ein sehr schätzbares Material liefert, ist der Riesentabak, Nicotiana colossea. Dieser Tabak ist zweijährig. Im ersten Jahre bringt er nur Blättermajen, aber staunend viel, bis 2,50 Meter Höhe erreicht der Busch; im zweiten Jahre kann man die Blüten erwarten, wenn die Pflanze im Winter frostfrei aufgestellt wird. Der Samen dieses Tabaks ist außerordentlich begehrt und in größeren Mengen gar nicht mehr käuflich. Neu ist ferner für den Ziergarten die Magaretennelke, die wirklich hält, was von ihr versprochen ist. Werden die Samen im März in eine Schale oder in den Frühbeetkasten ausgesät und die jungen Pflänzchen später auf sonnige Beete gepflanzt, so blühen sie im Herbst reich und schön. Neu ist auch Verbena hybrida, Norblitch, Delphinium sulfureum und eine Rose, die wie die Magaretennelke im ersten Jahre nach der Aussaat blüht und neben vielen einfachen auch viele Pflanzen mit gefüllten Blüten bringt, Rosa polyantha remontans.

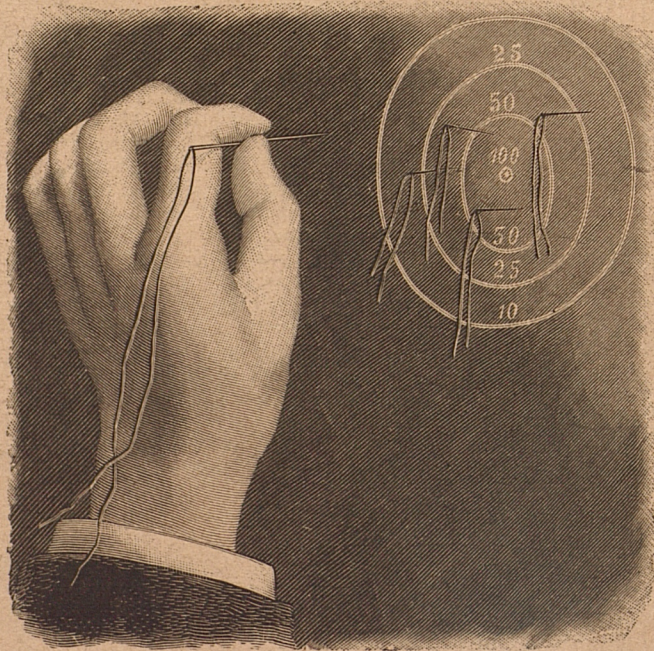
Für den Nutzgarten wäre hervorzuheben die Kelseppflaume, die brombeerartigen Himbeeren, welche schwarze Früchte tragen, sowie die Erdbeere „Garteninspektor Koch“, die ganz vorzüglich sein soll.

Gewährt es hohen Reiz, die Neuheiten des Jahres zu prüfen und zu versuchen — das Alte, Langbewährte sollte ihretwegen nicht vergessen sein bei den Bestellungen, die für die naheende Campagne gemacht werden müssen.

R. Betten.

Allerlei Kunststücke.

Die Nähnadel als Wurfgeschoß. Recht unterhaltend und lehrreich ist folgender Versuch, den die Leserinnen leicht mit den allereinfachsten Hilfsmitteln anstellen können. Man suche eine Nähnadel mit scharfer, gerader Spitze nach einer Zielscheibe, aus einem kleinen Holzbrett bestehend, hinzuwerfen, und so oft und geschickt auch geworfen wird, jeder Versuch mißglückt. Erst ein kleiner Kunstgriff hilft zum Ziele: ein kurzer Faden wird eingefädelt — und erst jetzt gehorcht die nun zum Pfeil gewordene Nadel dem ihr gegebenen Impuls und erreicht die Zielscheibe.



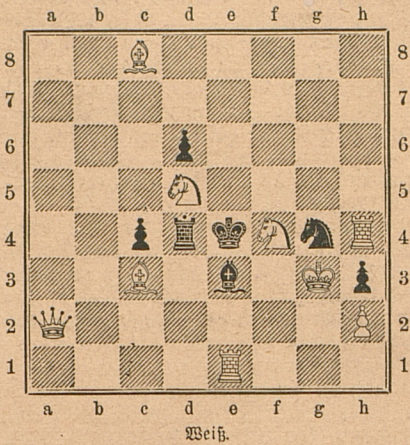
Schach.

Aufgabe Nr. 284.

Von G. Faruffini.

Erster Preis in einem der letzten italienischen Problemtourniere.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 282 Seite 39.

Weiß.

1. L d 2 — f 4.

Schwarz.

1. Beliebig.

Weiß.

2. D. oder S. matt.

Berichtigung.

Zur Vermeidung einer Nebenlösung muß der weiße Läufer in der Aufgabe Nr. 281 von e 6 entfernt und auf f 7 gestellt werden.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe Seite 39.

Robert Koch.

Nenate, Osnabrück, Banane, Cnani, Rufname, Fornados, Kanaan, Ornament, Canada, Genares.

Auflösung der Aufgabe Seite 39.

Man muß die Zahl 18 mit 6, die Zahl 100 mit 6, die Zahl 91 mit 13 multiplizieren.

Rätsel.

Welch' sonderbarer Brauch im deutschen Land!

Ich, eine sie, stets werd' ich er genannt.

Das liegt wohl nur an meinem hohen Stand,

Denn eine unzählbare Schar

Steht mir zu Diensten immerdar.

Ich lehr' sie ihre . . . was ich bin,

Doch ohne I; rat' her, rat' hin!

E. H. in Bern.

Unterhaltungsaufgabe Nr. 126.

Die in den wagerechten (mit den Ziffern von 1-9 bezeichneten) Reihen eingetragenen Buchstaben sollen, in jeder Reihe ungeordnet, neun Wörter folgen-

1	E	N	P	E	H	R	E	E	M
2	G	G	E	E	W	R	Z	A	R
3	G	R	F	E	R	E	E	E	E
4	T	T	D	D	A	M	E	R	R
5	L	E	P	M	M	O	E	E	N
6	A	G	S	M	T	E	Z	A	R
7	A	H	L	E	M	Y	E	Z	T
8	D	L	D	R	N	A	R	D	E
9	G	Z	R	F	R	E	Z	U	H

der Bedeutung ergeben: 1. Eintagsfliegen, 2. stüchtiger Teil der Zeit, 3. europäischer See, 4. türkische Ruhebetten, 5. Miße der Dichtung, 6. städtische Behörde, 7. mittelalterlicher Chemiker, 8. Säulengang, 9. Schutz des Fingers.

Auf dem Mittelkreuz sollen aber die römischen Buchstaben, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, den Namen der Mutter der Mufen und den der Mufe der Dichtung bilden.

Wie wird die Umstellung vollzogen?

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. M. D. in W. Weber. Mische noch Cochenille lösen sich in Spiritus. Sie können sich jedoch Auszüge, bez. Tinkturen daraus bereiten, indem Sie beide, grob zerstoßen, mit je der geschätzten Menge 90prozentigen reinen Alkohols ausziehen. Die Mischungen werden zu diesem Zwecke in einer lose verkorkten Flasche acht Tage an einen lauwarmen Ort gestellt und öfters umgeschüttelt. Nach acht Tagen gießen Sie die Flüssigkeiten von dem zurückbleibenden Bodensatz klar ab. Sofern Sie die Cochenille zum Färben des aus Myrrhen bereiteten Zahnspritus verwenden wollen, können Sie beides in einer Flasche zusammen ansetzen: auf 10 Teile Myrrhe 1 Teil Cochenille.

B. J. 22. Das Wesentliche und Wirksame des Jagen. Dr. Weberschen Alpenkräuterthees sind Sonnenblätter. Der Thee ist in allen größeren Apotheken käuflich, Hauptdepot für den Thee ist die Wobrenapothek in Dresden.

Haushalt und Küche. M. Th. in B. Nach Professor König stellt sich der Wert des amerikanischen „Corned Beef“ gegenüber festlichem magerem Rindfleisch dar, daß wenn man für das Pfund Rindfleisch 60 Pfennig bezahlt, das Corned Beef 64 Pfennig das Pfund wert ist. Unter den heutigen hohen Fleischpreisen wäre demnach das nur 60 Pfennig kostende Corned Beef ein wohlfeiles Fleischnahrungsmittel. Das Corned Beef ist im eigenen Saft unter Dampf gekocht, hat daher an Nährwert wenig verloren.

Verschiedenes. K. D. in Jena. Wenden Sie sich an die Technische Hochschule in Charlottenburg oder an das Polytechnikum in Karlsruhe. Ihre Vorbildung ist für den gedachten Zweck genügend.

A. R. in Konstanz. Die neue Zeitschrift „Frauenwerk“ ist im Verlage von Friedrich Weißbach, zu Grimberg in Schlesien erschienen. Eine besondere Spezialität dieses Blattes ist die aus sämtlichen Zeitungen entnommene Registrierung aller Anzeigen über Stellensuche und Angebote für Frauen und Mädchen der gebildeten Stände.

H. v. J. in Potsdam. Sie wünschen die Adressen der drei Berliner Verzinnten zu wissen? Hier sind sie: Fel. Dr. Tiburtius, Friedrichstr. 203; Fel. Dr. Lehmann, Krausnickstr. 24; Fel. Dr. Wulm, Gertraudenstr. 18/19.

Olga v. G. in Gr.-D. (Pommern). Die jugendliche Königin der Niederlande trägt weiße Trauerkleidung.

B. Et. in New-York. Leiber nicht verwendbar. — Freundlichen Gruß.

M. A. — G. v. M. — U. C. u. a. Wir verweisen Sie und andere Damen, welche bei mäßigem Honorar an einem guten Malkurs teilnehmen wollen, auf das Atelier unserer Mitarbeiterin, Frau Anna Brodmann (Berlin W., Steglitzerstr. 4, Sprechstunden 3-5 Uhr), welche in allen Arten der Malerei — Aquarell, Porzellan, Emaille, Majolika, Stoff- und Holzmalerei — und in ähnlichen Fächern (Leberschnitt, Meßen auf Metallen, Stein u. s. w.) Unterricht erteilt.